

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Astrid Louven
Gefährliche Wanderung
Ein Kriminalroman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

ROSA ZECHNIN kniete am Wegesrand nieder und richtete ihre Schnürsenkel.

Mist, dachte sie, meine Socken sind wohl zu dick!

Wo Rosa nur blieb? Lilli Behrend-Kleimann drehte sich um und sah ihre Freundin an ihren Wanderschuhen herumfummeln.

Typisch Rosa, dachte sie, sie hat zu dicke Socken an, sie wird sich garantiert Blasen holen.

»Ich glaub, ich kriege 'ne Blase!« rief Rosa, das linke Bein bereits leicht nachziehend.

»Das kann ja heiter werden«, murmelte Lilli in sich hinein.

Kaum waren sie eine Stunde gelaufen, zeigte Rosa bereits ihren berühmten Hang zu Problemen. Schon in der Schule war sie so gewesen und hatte das Spektrum von Pech bis Katastrophe fast völlig ausgereizt.

Lilli dagegen war schon lange nicht mehr so gut drauf gewesen. Mit einem tiefen Atemzug inhalierte sie die milde Waldluft. Die Sonne lachte, die Vöglein tirierten, das Laub leuchtete in allen Farben des Herbstes. Wie lange hatte sie diesen Augenblick herbeigesehnt! Ein Glücksgefühl über die Familienflucht glättete ihre Psyche, während sie durch die morgennassen schwarzen Birkenblätter dahinschritt.

»Deine Socken sind zu dick, kein Wunder, daß dir die Füße weh tun«, sagte Lilli und sah Rosa mißbilligend an.

»Aber sie passen so gut zur Hose, findest du nicht auch?« Rosa lächelte gewinnend. Ihr Outfit war zwar nicht schlecht, dafür jedoch Blasen in Kauf zu nehmen erschien Lilli übertrieben. Schließlich trug Rosa ja nur No-name-Konfektion: eine olivgrüne, mit gelben Biesen abgesetzte Hose, eine braune Jacke mit Rentiermuster,

braune Wanderstiefel; dazu einen dunkelgrünen Rucksack. Lilli mußte als Autorität in Fragen des gehobenen Geschmacks allerdings zugeben, daß Rosas Klamotten ganz gut zu ihrem hellen Teint, den dunklen Augen und Haaren paßten.

Die Freundinnen zockelten nun nebeneinander her. Rosas Rucksack war klein, eher für den Familienspaziergang am Sonntagnachmittag, Fabrikationstyp Alle-hinter-Papi-her, gedacht. Rosa war es gelungen, in diesem Abc-Schützen-Tornister – wie Lilli ihn nannte – das Gepäck für knapp eine Woche unterzubringen. Er wog zwar immer noch vier Kilo, obwohl er nur das Nötigste enthielt wie ihre grünen Stöckelschuhe, einen mittelschweren Krimi und eine Ration Äpfel für die elegante Verdauung.

Lillis Rucksack über der regendichten, atmungsaktiven, auberginefarbenen Goretex-Jacke schien dagegen durch seine lederverriegelte Geräumigkeit dem Schicksal und dem zurückgelassenen Ehemann zu signalisieren: Diesmal kehre ich nicht mehr zurück! Er enthielt alles, was sie als verheiratete Frau und Mutter von Mitte Dreißig auf dem Zenit der Konsumzivilisation zu benötigen beschlossen hatte.

Rosa wußte, daß Lilli sich mehrmals am Tag umzog und auch auf Reisen nicht darauf verzichtete. Sie war sicher, daß Lilli seidene Bodystockings und mehrere Label-Sweatshirts mit kombinierbaren Leggings ebenso mit sich führte wie eine Lockenschere – um ihre rote Mähne in Form zu bringen – sowie französischen Rotwein der gehobenen Preisklasse. Zu Lillis Reiseritual gehörte es allerdings auch, daß sie etwas Wichtiges zu Hause vergaß.

Hin und wieder blitzte die Wegmarkierung an einem Baumstamm auf. Ein weißes H stand für Elb-Höhenweg, ein weißes Andreaskreuz zeigte den beiden Freundinnen an, daß sie sich auf dem Fernwanderweg 6 befanden, der die Ostsee mit der Adria verband. In diesem Teilstück führte er über den Drawehn, einen Hügelrücken im Landkreis Lüchow-Dannenberg nahe der Elbe, etwa siebzig Kilometer von ihrem Wohnort Hamburg entfernt.

Wandern war eher Lillis Hobby, Rosa trottete mit. Dabei konnten sie unter sich bleiben. Für ihre Männer war das nicht aufregend genug.

Rosa betrachtete Lillis Designer-Wanderstiefel und dachte beim

Anblick der farblich darauf abgestimmten Kniebundhose aus Hirschleder, daß Lilli sich eigentlich schon immer ziemlich viel hatte leisten können. Nicht nur, daß sie jahrelang als Dolmetscherin bei der Europäischen Gemeinschaft beschäftigt gewesen war, sie hatte auch noch einen gutverdienenden Mathematiker geheiratet.

Rosa seufzte. Sie selbst krebste mit ihren Jobs immer noch an der 1000-Mark-Grenze herum. Wie es mit Tom weitergehen sollte, wußte sie auch nicht. Von Zeit zu Zeit hatte sie das Gefühl, als senke sich die Last der Zukunft wie nässender Novembernebel auf ihr nicht gerade loderndes Lebensfreudenfeuer.

»Holger ist ein Idiot«, sagte Lilli und gab einem querliegenden Ast einen Tritt. Mit dem Gespür der besten Freundin für soziale Gerechtigkeit fand Rosa es immer wieder tröstlich, daß Lilli wenigstens in ihrer Ehe Probleme hatte.

»Er meint, er opfert sich für mich auf«, fuhr Lilli fort, »nur weil er Samuel mal ein paar Tage allein betreuen muß.«

»Er erwartet natürlich, daß du dich aufopferst. Er braucht die Unterwerfungsgeste«, sagte Rosa bitter, die sich schon immer über die Selbstverständlichkeit geärgert hatte, mit der Männer Privilegien beanspruchten.

»Holger wird sich nie ändern«, fuhr Lilli resigniert fort, »und ich habe jahrelang umsonst gekämpft.«

»Das glaube ich nicht«, entgegnete Rosa.

Sie mußte es schließlich wissen, hatte sie doch aus ihren verschiedenen offenen Zweierbeziehungen Lillis Emanzipationskampf stets mit Interesse begleitet und auch ihre aktive Unterstützung nicht verweigert.

Da war beispielsweise Lillis Nacht unter der Alsterbrücke gewesen, aus Protest gegen Holgers Forderung, sie möge einen Tiffany-Kurs besuchen. Dahinter stand die von seiner Mutter übernommene Einstellung, daß Ehefrauen ihre Freizeit nutzen sollten, um ihr Heim sinn- und geschmackvoll zu gestalten – und nicht etwa, um für den Hanse-Marathon zu trainieren – wie Lilli.

»Schöner Wohnen ist nicht!« hatte Lilli Holger zugerufen, als Rosa sie mit ihrem Schlauchboot, das über einen Außenbordmotor verfügte, vor Holgers Versöhnungsversuchen rettete, die er von einem Ruderboot aus betrieb, das Hotel Atlantik im Rücken.

Lilli war schließlich ziemlich erfolgreich aus den ehelichen Machtkämpfen hervorgegangen. Sie hatte nicht nur die Beschäftigung eines Innenarchitekten, einen familienfreien Abend pro Woche sowie ein freies Wochenende alle zwei Monate durchgesetzt, sondern auch noch eine Woche Urlaub im Jahr zu ihrer freien Verfügung.

Diese Woche begann jetzt auf dem Wanderweg zwischen Kallewitz und Motzingen, dem ersten Etappenziel.

Der Weg führte nun durch ein dunkles Waldstück mit Fichtenbestand. Viele tote, abgeknickte Bäume und trockenes, dichtes Unterholz in grünlichem Schleierlicht. Lilli hielt sich dicht hinter Rosa.

Wenn sie mich jetzt von hinten anfällt und umbringt, dachte Rosa, zum Beispiel mit einer Drahtschlinge! Niemand würde meine Schreie hören, niemand könnte es Lilli beweisen.

Solche Visionen jenseits von Logik, Motiven und Beziehungsgeflechten hatte Rosa hin und wieder. Sie war fasziniert vom perfekten Spontanverbrechen und schrieb deshalb auch Krimis. Als seelisches Ventil – psychologisch betrachtet.

Leicht wurde ihr die schriftstellerische Tätigkeit mit Tom an der Seite nicht gerade gemacht. Tom und sein Saxophon, das aus der Nähe klapperte und – kaum glaubte sie ihm entronnen zu sein – durch akustische Schwingungen laut aufjaulte, natürlich immer dann, wenn ein genialer Einfall in den neuesten Plot einzuarbeiten war.

Dann hatte Tom zu allem Überfluß auch noch einen Trompeter angeschleppt – wie es hieß, nur für ein paar Tage – mit der Folge, daß dieser nun schon seit Wochen improvisierend bei ihnen herumhing, so daß die Nachbarschaft nicht mehr grüßte. Tom gefiel ihr jedoch irgendwie immer noch. Er verkörperte genau den Typ, durch den Rosa graugansgleich geprägt war.

Rosa am Kneipentresen, wie so oft an den Abenden während ihres Referendariats. Rosa in der Gewißheit, daß der Lehrerinnenberuf überhaupt nicht zu ihr paßte. Rosa, die mit den Schülerinnen und Schülern alles andere als Unterricht machen wollte und diese berufliche Fehlentscheidung in Unmengen von Bier ertränkte.

Da kam Tom herein, groß, schlank, dunkelhaarig, mit brauner Wildlederjacke und treuem Blick, lässig, cool genug, um interessant

zu wirken, aber nicht so cool, daß Rosa gezwungen gewesen wäre, jemals vor seiner Männlichkeit zu kapitulieren.

Tom hatte sein Studium beendet, aber keinen Bock auf eine ABM-Karriere. So jobbte er in einem Esoterik-Buchladen und machte Musik in einem Jazz-Projekt. Von ihm ging eine elementare Lebenskraft aus. Rosa hoffte, daß sie sich auch auf sie übertragen würde, und verliebte sich in ihn – oder glaubte es wenigstens. Seine Ratschläge aus dem Handbuch *Finde deine Mitte* halfen ihr merkwürdigerweise weiter, obwohl sie Rosa stark an ihren Vater erinnerten. Dieser arbeitete im wesentlichen mit: Irgendwie geht's schon weiter!, Schuster bleib bei deinem Leisten!, Unkraut vergeht nicht!, Jeder ist seines Glückes Schmied!, Wes Brot ich eß, des Lied ich sing!, während Tom zeitgeistgemäßer operierte: Finde heraus, was dein Ding ist!, Achte auf deine Gefühle!, Denke positiv!, Spüre deinen Atem!, Für dein Glück bist du selbst verantwortlich!, Laß alles fließen!, Kämpfe nicht!

Langsam kam Rosa in die Puschen. Es begann damit, daß sie den Vorteil ihrer familiären Herkunft – ihre Mutter war Italienerin – in der wenig lustbetonten, geordneten bundesrepublikanischen Gesellschaft erkannte. Italien schien bei vielen Deutschen einen Wert an sich, sozusagen eine höhere, gleichsam klassische, aber auch exotische Kultur zu repräsentieren. Dazu trugen die unpünktlichen Züge, die extra erhobenen Gebühren für so etwas Selbstverständliches wie Decken und Servietten auf den Restauranttischen und die jugendlichen Handtaschenräuber ebenso bei wie die Angstlust der Touristinnen und Touristen, daß sie mit den gestohlenen Kreditkarten auch unweigerlich ihre Identität verlieren würden. Besonders dann, wenn sie in den Mühlen der Carabinieri-Bürokratie unterzugehen drohten, weil sie sich nicht verständigen konnten.

So kam Rosa auf die Idee, Italienisch-Kurse einzurichten, in denen sich vor allem Angehörige der gehobenen Mittelschicht und Toskana-Übersiedlerinnen und -Übersiedler tummelten.

Zwischenzeitlich unterrichtete sie türkische Jugendliche und erlernte, um sich nicht kulturimperialistische Tendenzen vorwerfen zu müssen, die Grundlagen der türkischen Sprache.

Obwohl Rosa ihren Lebensunterhalt nun einigermaßen bestreiten und diese Tatsache durchaus positiv sehen konnte, entsprachen

ihre Jobs bei weitem nicht ihren Vorstellungen. Ganz zu schweigen davon, daß es ihr nicht gelungen war, dem Lehrerinnenberuf endgültig den Rücken zu kehren. Was Rosa nämlich wirklich anstrebte, war ganzheitliches Leben und Arbeiten, kurz: eine Lebensperspektive.

Wenn sie davon träumte, landete sie schließlich immer wieder bei demselben Bild, von dem sie aber niemandem erzählte. Sie stellte sich einen Bio-Bauernhof mit einem großen Garten, Hunden und Katzen, Enten und Hühnern, Schafen, Schweinen und einem Partner vor, der ihr die Alltagsorgen und den Lebenskampf abnahm. Dieses reaktionäre Luftschloß verwirrte sie, paßte es doch nicht zu ihrem Selbstbild und dem Ideal der emanzipierten Frau.

Rosa lebte schließlich den Kompromiß. Sie zog mit Tom zusammen. Schon nach kurzer Zeit sah sie den Fehler ein. Ehemäßig abgestanden kam ihr der Alltag vor. Tom und der Männer-Jazz, die Unordnung in der Küche, seine Kettenraucherei. Kleinigkeiten wurden zum Problem. Streit, Chaos und Machtkämpfe bestimmten mehr und mehr den Alltag. Die Liebe mit ihrer dünnen Haut hatte dieser destruktiven Energie wenig entgegenzusetzen. Noch weniger war sie Rosas Bindungsangst, ihrer Paranoia vom unweigerlichen Ende jeder Beziehung gewachsen sowie ihren unbewußten Bestrebungen, mit denen sie diese Situation schließlich herbeiführte. Rosa seufzte unmerklich. Probleme haben sich schon immer durch mein Leben gezogen, dachte sie. Daß der Rucksack drückte und ihre Füße schmerzten, paßte nahtlos in ihren Erfahrungszusammenhang hinein.

Der Körper ist der Spiegel deiner seelischen Befindlichkeit, hatte es Tom unlängst dozierend auf den Punkt gebracht. Auch deshalb war Rosa froh, ihren Alltagswidersprüchen für ein paar Tage entkommen zu sein.

ANDREAS HEIMFELD trat durch die Hintertür in den jungen, noch etwas kühlen, goldenen Herbstdienstag hinaus. Ein leichter Wind säuselte durch die Blätter der Linde, die auf dem Parkplatz »Nur für Gäste« ihr zubetoniertes Dasein fristete. Sein Gesicht drückte Angst aus, als er sich im Schutze der Garage in sein feuerrotes Spielmobil warf, um nicht von seiner Frau entdeckt zu werden. Er nahm den

Weg zur Bundesstraße über das Rosenbeet. Er haßte Umwege, und Gudrun liebte Rosen. Im Rückspiegel verschwand sein Gasthaus ALTER KRUG. Er lehnte sich mit der Erleichterung des Kindes zurück, das sich die Augen zuhält, um nicht gesehen zu werden, und ließ den Blick abwesend über die Felder schweifen, die nach getaner Jahresarbeit nun schläfrig auf den Winter warteten.

Er fuhr schneller, zündete sich eine Zigarette an und blies den Rauch mit einem lauten Zischton aus, als ob aus einer Gummipuppe die Luft entweichen würde.

Er legte die Hand auf seinen Bauchansatz. Seine Hose war ihm zwar zu eng, Übergewicht war jedoch noch nie sein Problem gewesen. Ein Mann mußte schließlich Raum einnehmen und ein so stattliches Exemplar von einem Bauern wie er erst recht. Die schwere Feldarbeit forderte ja stets den ganzen Kerl. Manchmal acht Stunden und mehr auf der Maschine: Rüben ziehen, Kartoffeln ausbuddeln, Unkraut exen. Allerdings verlangten die Verhältnisse in der landwirtschaftlichen Produktionsgemeinschaft, die sich EG nannte, von den Bauern in erster Linie Sitzfleisch und finanzielle Entsagung. Während die Beamten in Brüssel wie die Maden im Speck lebten. Er seufzte.

Wenn er erst mit Karin verheiratet war, würde er sich schon mehr Bewegung verschaffen. Er ließ die Hand zwischen seine Beine gleiten und grinste in Erwartung ihrer ständigen Gebrauchsfertigkeit im Ehebett.

Was seine Scheidung von Gudrun betraf – kein leichter Brocken für sie, aber ihr würde schließlich nichts anderes übrigbleiben, als einzuwilligen. Karin hatte kürzlich einen kräftigen Jungen zur Welt gebracht, und er war der Vater. Ein bitterer Geschmack breitete sich in seinem Mund aus. Ihm stand keine leichte Zeit bevor, wenn er an die Auseinandersetzungen mit Gudrun dachte.

Heimfeld gab Gas. Er fixierte die weißen Pfähle, die die Straße begrenzen und schattengleich immer schneller an ihm vorbeihuschten. Pfft, pfft, pfft machte der Fahrtwind. Die Katzenaugen reflektierten das Sonnenlicht. In ihrem Funkeln erinnerten sie ihn an Gudruns Augen, die ihn kalt ansahen. Er rutschte unruhig auf dem Fahrersitz herum.

Er wünschte, den Tag schon hinter sich gebracht zu haben. Es

waren nicht einmal die beiden Termine, die ihm im Magen lagen, sondern seine Angst, daß etwas geschehen könnte, bevor er alles erledigt hatte. Unerwartete Zwischenfälle etwa, von Gudrun inszeniert. Racheakte, die ihn anlässlich eines Heimfeldschen Ehe-GAUS vernichten würden. Täuschungsmanöver und Geheimhaltungsstrategien hielt er ihr gegenüber für überlebensnotwendig. Von seiner Verabredung mit dem Anwalt ahnte sie deshalb auch nichts. Sie nahm vielmehr an, daß er die Rüben aus dem Acker holte. Leider hatte er nicht verhindern können, daß sie über seinen Termin am Nachmittag bei Fischbach Bescheid wußte. Er fühlte sich unbehaglich, weil hilflos. Er mußte damit rechnen, daß Gudrun noch einmal versuchen würde, ihn umzustimmen. Vermutlich hielt sie das Mittagessen für einen günstigen Zeitpunkt. Gudrun hatte nämlich ein untrügliches Gespür für unpassende Gelegenheiten.

Er nahm einen hastigen Zug von der Zigarette, blies den Rauch aus, zerquetschte die Kippe im Aschenbecher, holte aus dem Handschuhfach eine Tüte mit Lakritzteufeln und warf sich einige davon in den Mund. Er lehnte sich zurück. Der Zucker wirkte beruhigend auf die Angst des kleinen Jungen vor der Allgegenwärtigkeit der Mutter. Er richtete sich auf.

Er würde zu Fischbach fahren und den Vertrag über die Unterbringung der Asylanten unterschreiben. Um jeden Preis. Er war dreiunddreißig, das Leben hatte gerade erst begonnen.

Daß er Gudrun vor einigen Jahren als gute Partie zur Abwendung seines wirtschaftlichen Ruins geheiratet hatte, war ihm moralisch unanständig vorgekommen. Denn er hatte Karin, mit der er verlobt gewesen war, den Laufpaß geben müssen.

Heimfeld sah sich durch das Spalier der Hochzeitsgäste wanken. Ihre Blumensträuße schienen sie wie Lanzen zu tragen. Vor den Stufen der Kirche drohte er zu taumeln, aber Gudrun hatte ihn mit fester Hand geführt.

Er schaltete die Heizung ein, obwohl ihm die Sonne warm ins Gesicht schien. Wenn er an seine Hochzeitsnacht dachte, überfiel ihn immer diese Kälte, die Gudruns Hochzeitsgeschenk gewesen war.

Kurz nach der Hochzeit hatte er Karin in den ALTEN KRUG zurückgeholt. Als Mädchen für alles in Haus und Hof. In erster

Linie als *sein* Mädchen, ein Mann brauchte schließlich etwas Wärmeres. Die Leute im Dorf hatten Kopf gestanden und versucht, einen Blick in die Dreierkiste hinter der Schlafzimmertür zu werfen. Der Gasthof war frequentierter denn je gewesen. Aber das war längst vorbei. Genau seit jenem Freitag, als Gudrun Karin davongejagt hatte, mit seiner Mistgabel. Die Dorffrauen hatten: »Bravo, Gudrun, zeig's ihm!« gerufen, eine Verschwörung alter Hexen. Gudrun hatte ihm gegenüber nie mehr ein Wort über den Vorfall verloren.

Seine Strafe-muß-sein-Erwartung ließ ihn jedoch nicht zur Ruhe kommen. Die ganze Zeit über war er auf etwas Furchtbares gefaßt gewesen. Auf kreisförmige, außerirdische Zeichen im Weizenfeld oder auf einen Heuschreckenschwarm. Aber nichts war geschehen. Nur seine Angst war geblieben und hatte durch seinen Entschluß, sich scheiden zu lassen, neue Nahrung erhalten...

Teufel aber auch! Er raste direkt auf das protzige Plakat »Ferienhäuser in schöner Wald- und Hanglage! Verkauf Jochen Mackendorf« zu, konnte das Steuer aber noch in letzter Sekunde herumreißen.

Mit dem Namen Mackendorf verbanden sich für ihn seit seiner Schulzeit Unterlegenheitsgefühle, die er später durch Magensymptome ersetzt hatte. Mackendorf verkörperte alles das, wonach Heimfeld sich sehnte, nämlich Selbstsicherheit und wirtschaftlichen Erfolg. Und Durchsetzungsvermögen. Das hatte Mackendorf erst kürzlich in ihrem Streit um das Baugrundstück bewiesen. Ohne eine gerichtliche Klärung abzuwarten, hatte er schließlich mit dem Bau der Ferienhäuser begonnen. Ein auf den ersten Blick gelungener Coup, um Heimfeld mit vollendeten Tatsachen zu konfrontieren.

Der Zeitpunkt des Triumphes über sein Ich-Ideal stand jedoch kurz bevor. Mit einem ganz einfachen Mittel war es Heimfeld gelungen, Mackendorfs Erfolgsserie zu stoppen: indem er die Asylanten ins Dorf holte. Mackendorf hatte rotgesehen. Er gehörte zu den Dorfbewohnern, die sich gegen die Aufnahme der Asylanten am heftigsten wehrten, weil sie um den Wert ihrer Immobilien fürchteten. Auf der Bürgerversammlung war Mackendorf dann als Retter des Dorfes aufgetreten. Mit dem Argument, es sei für das soziale Klima nicht gut, wenn zu viele Ausländer nach Motzingen kämen.

Sogar Gudrun hatte Mackendorf recht gegeben und sich gegen ihn gestellt.

Auf Gudrun wollte er aber keine Rücksicht mehr nehmen. Ihm kam es auf geregelte Einkünfte an. Fischbachs Angebot, die Asylanten aufzunehmen, war gerade zum rechten Zeitpunkt erfolgt, zur Geburt seines Sohnes. Er konnte – von der Landwirtschaft mal abgesehen – nicht davon leben, daß ein paar zahnlose, blasenschwache Greise sich im ALTEN KRUG ihren Schlaftrunk genehmigten. Oder daß ein paarmal im Jahr Wanderer die Bettwäsche kraus machten.

Das Leben war eine Hamstertrommel und kein Honigtopf. Jeder wollte schließlich zurechtkommen. Tausend Mark pro Orientalen und Monat, gab es hier in diesem Kaff etwas Lukrativeres? Das hatte Fischbach vom Kreisamt ihm auch immer wieder vorgerechnet. Heimfeld runzelte die Stirn. Das Engagement von Fischbach war schon erstaunlich. Es schien ihm sehr viel daran zu liegen, die Asylanten unterzubringen. Ob Fischbach eigentlich eine Ahnung davon hatte, wie wichtig die Asylanten für ihn waren, weil sie ihn zu einem unabhängigen Mann machen würden? Finanziell – und privat.

Heimfeld grinste und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Wenn Fischbach soviel daran lag, die Kanaken bei ihm unterzubringen, würde sich vielleicht noch mehr herausholen lassen. Dem Vertragspartner in Salzheide hatte man schließlich auch einen höheren Satz geboten. Fischbach würde sich noch wundern. Er sollte nur nicht versuchen, ihn für dumm zu verkaufen.

Heimfeld piffte durch die Zähne. Je mehr er herausholte, desto großzügiger konnte er Gudrun gegenüber sein und würde dann mit ihr nicht jahrelang um den Scheidungskuchen feilschen müssen. Am Horizont zeigte sich ein Hoffnungsschimmer. Beim Näherkommen erkannte er einen Gasballon mit der Aufschrift »Keine Wiederaufbereitung in Gorleben!«.

Die Dächer von Lüchow wurden rasch größer. Andreas Heimfeld atmete erleichtert auf, seiner nun auch bald aktenmäßig festgehaltenen Befreiungsabsicht wieder ein Stück näher. Karin und ihr rosiges Engelsgesicht, von blonden Locken umrahmt, tauchte vor seinem inneren Auge auf und verstärkte sein Wärmegefühl. Die Warte-